

Ernst-Georg Klammer

Spaziergänge im Theresienthal - Geschichten vom Sein

Ernst-Georg Klammer

Spaziergänge im Theresienthal - Geschichten vom Sein

Erzählungen aus der wunderbaren alltäglichen Welt

© 2022 Ernst-Georg Klammer

Herausgeber: Ernst-Georg Klammer
www.klammerwien.at

Druck und Vertrieb im Auftrag des Autors:
Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien
www.buchschmiede.at - Folge deinem Buchgefühl!

Besuche uns online



ISBN:

978-3-99139-616-1 (Paperback)
978-3-99139-614-7 (Hardcover)
978-3-99139-615-4 (E-Book)



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig.
Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung,
Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Allen Freundinnen und Freunden, insbesondere denen, die das Leben voller Mut leben.

Mein Dank gilt allen Menschen, denen ich begegnet bin,
denn ohne Euch wäre ich nicht da, wo ich bin.

Das gilt ausdrücklich auch für diejenigen, die ich nicht mag oder die mich nicht mögen.

Vorwort

Um das Jahr 2020 herum, als ich angefangen habe, dieses Buch zu schreiben, haben sich Wellen aufzutürmen begonnen im Ozean der Weltgeschichte, in meiner persönlichen Geschichte, als Folgen von Corona, wahrscheinlich grundlegender als Folgen der neoliberalistischen Drangsalierereien und Finanzzaubereien der letzten Jahrzehnte, aktuell als Folgen von kriegsgeilem Chauvinismus, Altmännernarzissmus. Diese Wellen haben die Ufer unseres Alltagslebens erreicht, sich überschlagen, und schieben mit Gewalt herein in unsere Existenz, ins Theresienthal. Viel hat sich geändert, wird sich noch ändern in dieser tosenden Flut.

Deswegen kann jetzt, da Sie dieses Buch in der Hand halten, einiges von dem nicht mehr stimmen, was Sie hier noch lesen können, lachhaft veraltet sein. Das ist allerdings kein Reklamationstitel, die Rückgabe des Bandes ist nur aus den üblichen rechtszulässigen Gründen möglich. Worauf ich aber doch hinweisen darf: Man sollte sich nicht allzu sehr auf Gewesenes berufen, alte Aphorismen zitieren, weil sich doch unser Wissen und unsere Lebensumstände ständig erweitern und traditionelle Worte, seien sie noch so schön, in meist ganz anderen Welten gesprochen worden sind.

Trotzdem kann Ihnen das Lesen dieses Büchleins Vergnügen bereiten.

Ich muss Sie allerdings ein wenig vorwarnen: Der folgende Band ist kein Thriller, kein Wohlfühlbuch, kein Sachbuch.

Das Genre?

Als Buchhändler würde ich das Ding unter »Philosophie und Lebenshilfe« einreihen. Dann ist niemand enttäuscht, zumindest nicht grundsätzlich enttäuscht, getäuscht worden zu sein. Und in diesem Regal findet man ja durchaus auch weitere Eigentümlichkeiten.

Inhalt:

Die Wissenschaft, insbesondere die Physik, hat die Philosophie in vielen Bereichen ausgehebelt, indem sie die Fragen nach dem Sein über eine Newtonsche Raum-Zeit-Bühne hinausgehoben hat, und einen Körper-Seele-Dualismus, wie er gerne geglaubt wird, relativiert: Wir haben unsere Kultur, weil unsere Natur dies erlaubt. Gerade deswegen aber sind unsere Hoffnungen nicht entzaubert: Hinter jeder Tür, die wir aufstoßen, erblühen neue, fantastische Welten, und Fragen, und Unsicherheiten: Wer bin ich? Was bin ich?

Gleichzeitig sind wir auch – wie zu Urzeiten – gefühlsgtrieben, unüberlegt, wild und selbstzerstörerisch. Und wir sind viele geworden.

In dieser Zeit treffen sich in einer kleinen Ortschaft im Theresienthal, das ist der unscheinbare, unerforschte Mittelpunkt von Mitteleuropa, einige Menschen, zum Teil zutiefst in Sinnfragen verstrickt, ängstlich, andere wieder voller Hoffnung und Zukunftsfreude. Auch Zyniker sind dabei und Menschen, die aus dem Leben herausgefallen sind. Sie interagieren, sie sprechen miteinander, sie erzählen sich Geschichten.

Die Inhalte (auszugsweise):

- Ist der Tod ein Mörder?
- Was ist ein pornographischer Schachterlteufel?
- Wie viele Ungeheuer gibt es in der Welt? Und gibt es auch »Geheuer«?
- Was ist ein »Ungustav«, und was ein »Wörterwärter«?
- Was hat »Fremdschämen« mit Verantwortung zu tun?
- Wie viel Mut braucht ein König?
- Ist die Welt kontinuierlich, emergent, oder an ihren Rändern paradox?
- Kann man jegliches Missverständnis ausschalten?

Ich werde es versuchen, das mit dem Missverständnis. Versuchen Sie es doch mit mir!

Das ist das Vorwort.

Vorworte sind ja meist eine Laudatio auf den Autor, auf das Werk, erklären die Begleitumstände, die Absichten des Verfassers. Nachdem ich noch keine Fürsprecherin, keinen Anhänger (ich meine hier nicht den Fahrzeugtyp) habe, muss ich wohl selbst diese Aufgabe übernehmen.

Das hier ist also das Vorwort. Eigentlich ist es, wenn man es genau nimmt, eine Art »externes Vorwort«. Ich wüsste nicht, wie ich es besser nennen könnte. »Extern« deswegen, weil es außerhalb aller Geschichtenbögen steht. Weil es nur Informationen gibt, wie das Nachfolgende handzuhaben ist. Es gibt entsprechend auch ein »internes Vorwort«, den Rahmen für die Geschichten, aber der Rahmen ist nicht gut gemacht, schwer als solcher zu erkennen und darüber hinaus in Konkurrenz zu vielen weiteren kleinen Vorworten, die salbungsvoll manchen Geschichten vorangestellt sind. Und dann gibt es noch salbungsvolle Enden von oder Epiloge zu Geschichten. Das brauchen Sie nicht zu kritisieren, das ist ausdrücklich so gewollt.

Wozu schreibt man üblicherweise Vorworte?

- Zum Beispiel, um Dank auszusprechen. Ja, das möchte ich jedenfalls. Ich bin dankbar, dass ich dieses schöne Leben erleben darf. Ich bin allen Menschen dankbar, die jetzt um mich sind und die in der Vergangenheit um mich waren, gleich, ob wir gut miteinander sind – oder waren – oder eben nicht. Ich wäre ohne Euch alle nicht dort, wo ich jetzt bin. Ihr alle habt mich so zu leben gelehrt. Über die Menschen hinaus bin ich aber aus voller Überzeugung der Welt, und das meine ich jetzt wirklich umfassend, dankbar: meiner vollständigen Welt.
- In Vorworten wird manchmal auch erläutert, in welchen Zusammenhängen ein Werk zu sehen ist. Im Fall meiner nachfolgenden Erzählungen ist zumindest hier und jetzt, um die Jahre 2020 bis 2022 herum in Mitteleuropa, der historische und soziale Konnex hoffentlich erkennbar. Erforderlichenfalls können Sie ja Lexika bemühen. Darüber hinaus möchte ich selber als natürlich voreingenommener und in der Gegenwart steckender Autor nichts weiter zu erklären versuchen, keinesfalls manipulieren.
- Zur Semantik und Pragmatik meiner Texte: Ich versuchte, so knapp wie mir möglich zu formulieren. Möglicherweise haben wir leicht unterschiedliche Weltbilder und Wertesysteme, dann kann es für Sie ganz anders ausschauen. Ich bitte Sie trotzdem, mein »Buch« vorurteilsfrei zu lesen. Für mich hängen an manchen Sätzen jahrelang gewachsene Ideen, Bezüge zu für mich wesentlicher Literatur und zu Sachinformationen. Moralisieren will ich in den nachfolgenden Texten keinesfalls. Das mach ich für mich persönlich, und Sie können es ja auch für sich persönlich tun.
- Ich danke aber jedenfalls dafür, dass Sie die Aufwendungen auf sich genommen haben, zu diesem »Buch« zu kommen, und dass Sie offenbar vorhaben, zumindest hineinzulesen. Es ist auch ganz in Ordnung, wenn sie es erworben haben, um es weiterzuschenken, gleich aus welchen Gründen. Wie die Erfahrung zeigt, findet jeder Topf, der sich nicht nachhaltig dagegen wehrt, seinen Deckel. Für mein Elaborat werden sich also durchaus auch interessierte Leserinnen und Leser finden.
- Ich möchte Ihnen jetzt aber schon auch ein wenig Mut machen, die Lektüre zu versuchen. Die einzelnen Kapitel sind kurz, und ich habe mich redlich bemüht, sie auch kurzweilig zu schreiben. Man kann also überall, auch zwischendurch, lesen: *Unterhaltung to go!* Es geht um verschiedenste Themen. Ich habe mich be-

müht, superschnulzige Szenen und motivbefreite Spannung zu vermeiden. Um Gefühle und Gedanken geht es jedoch schon immer wieder.

Dazu kommt noch:

- Ich lebe noch. Das Vorwort ist also kein Nachruf.
- Ich bin mir sicher, dass es »Vorworte« heißt und nicht etwa »Vorwörter«. »Vorwörter« wären (beispielhaft): »voran«, »vorab«, »vorhin«, »vorher«, »Vorschlag«, »Vorwurf« oder »Vorgabe«, und so weiter ...
- Ich mag es einfach, zu schreiben. Eigentlich schreibt da irgendetwas aus mir heraus, ich bin nur eine Art Presse, ein Hilfsarbeiter, der die Gedanken durchfrisiert und zu Papier bringt.
- Ich hab natürlich alles durchgelesen, verbessert, überarbeitet, die Stellen, in denen Personen wiedererkennbar wären, aus zugehörigem Raum und passender Zeit gezupft, die ärgsten Beleidigungen und Unflätigkeiten verharmlost. Aber seine eigenen Fehler sieht man nicht. Und das beste Lektorat kennt meine Gedankengänge nicht, ich selber auch oft nimmer (aus dem Gedächtnis heraus), Monate nach der Niederschrift.
- Von mir aus gibt es keine »Moral der Geschichte(n)«. Wenn Sie eine entdecken und ernst nehmen wollen, dann müssen Sie auch selber damit leben.
- Meistens bin ich ja lebensbejahend aufgelegt und glücklich darüber, wie schön mir die Welt ist. Die Wahrscheinlichkeit, dass wir streiten müssen/sollten/werden, möchte ich als gering sehen.
- Ich fühl mich ziemlich »geerdet«, wie man so sagt, also fern aller Wolkenkuckucksheime. Vielleicht habe ich in ihren Augen über solche geschrieben. Für mich war alles vorstellbar, nachfühlbar. Und wenn ich in eben diesem Wolkenkuckucksheim gelandet bin, aus Ihrer Sicht: Sie haben das erkannt, die Gefahr vermieden. Bleiben Sie (glücklich) auf dem Boden. Bitte!

Das wäre im Augenblick alles.

Gesundheit, Mut und Glück!

Ernst-Georg Klammer, im Sommer 2022

Spaziergänge im Theresienthal

Ob es Dir passt oder nicht, ob Du es glauben willst oder nicht, ob Du dich in die Problematik vertieft hast, zu differenzieren versuchst, gespannt auf die nächsten Forschungsergebnisse wartest: Tatsächlich ist alles lediglich ein Regelprozess, alles! Jede Handlung hat ihre Folgen, Rückwirkungen – auf Dich, auf mich, auf den Handelnden.

Unsere Lebenswelt, Terra, Gaja, die Erde, ist klein geworden im Licht unserer Erkenntnisse, noch viel mehr aber für unsere Hoffnungen in die Zukunft. Vielen Menschen scheint das jedoch egal zu sein, oder sie begreifen es nicht, wollen es nicht begreifen, oder können es gar nicht wissen. Für die ist »die Welt« eine unbegrenzte Bühne mit unbegrenzten Ressourcen, in der der jeweils Stärkere mehr bekommt. Viele andere sehen »die Welt« als einen Planeten mit beschränkten Ressourcen, als ein kleines, abgeschlossenes System, das gerade mit Höchstgeschwindigkeit untergeht.

Die Dystopien, die angesichts laufender, gehypter schlechter Nachrichten und Horror-Prognosen auftauchen, verursachen Beklemmung, Angst, persönliche Einschränkungen und Beschwerden, ein Unbehagen der Seele. Im Augenblick erscheint die Lage gerade besonders angespannt: Weltweit war zu Beginn 2020 eine Pandämie ausgerufen worden, verursacht durch einen Corona-Virus. Quarantäne, Impfung, neue Wörter: »Vulnerabel«. Menschen vereinsamt, Menschen starben, viele hatten Todessangst, einige vermuteten einen Streich von *Eliten*, die Menschheit zu unterjochen und zu dezimieren. Weltanschauungen, Nuancen der Politik, wurden zum Grund von unversöhnlichen Feindschaften, aber für diejenigen, die ihre Kraft kennen und ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen, war es nicht besonders wild oder herausfordernd, bei Weitem nicht wilder, als es andere Menschen zu anderen Zeiten erlebt haben mussten.

Am 24. Februar 2022 begann dann der Krieg: Eine *Spezialoperation gegen Nazis* von der russischen Seite, die *Abwehr eines gräßenwahnsinnig-chauvinistischen Diktators und Kampf für die Freie Welt* auf der ukrainischen Seite. Bis zum Tag der Fertigstellung dieses Manuskripts ist es so, noch so. Und dann kam die Inflation, verbrämt mit vielen Geschichten über den Krieg, Boykottkosten, Energieknappheit. Vielleicht hat es aber in letzter Zeit einfach zu viel Geld gegeben im Verhältnis zu materiellen Werten.

Für Geschäftstüchtige sind solche Zeiten des Umbruchs – wie immer – *glücklich*: in den Wirrnissen und Verwerfungen können Vermögen eingesammelt werden. Aber

leider gilt auch hier: »Wo Tauben sind, fliegen Tauben zu!« Für andere, weniger Besitzende, wurden und werden die Zeiten härter, die Zukunftsaussichten auch im kleinen, persönlichen Maßstab düsterer. Und manche starben, mussten sterben, werden sterben, in der Pandämie, im Krieg. Es ist jedoch noch nicht dieser Augenblick der Ruhe vor dem Sturm gekommen, dieses kurze reglose Verharren, in dem das Unvermeidliche klar wird, alles überdeutlich, verständlich, aber eben unabwendbar erscheint. Eine schwüle Zeit, wie sie mir gar nicht passt, die ich kaum passend machen werde können.

Insgesamt ist all das, was wir jetzt erleben, aber lediglich ein beschleunigter Regelprozess: Die Umweltbedingungen folgen den menschlichen Anstößen und Eingriffen. Das ist sicher unangenehm für uns, wahrscheinlich sogar gefährlich, und möglicherweise wird sogar die menschliche Kultur untergehen in den Wirrnissen, die sich derzeit dicht ankündigen. Aber auch das wäre »natürlich«, eben der Gang der Evolution.

In diesen Augenblicken gefällt mir die Entspannung in der Vorstellung, dass die nachfolgenden Geschichten eine Art »Spaziergänge« wären, verortet in und um ein mitteleuropäisches Dorf im Theresienthal, in den Zeiten von Corona, in den Zeiten des Krieges, als die Dummheit, die Sinnlosigkeit, die Unlogik und die Barbarei zurückkamen in die Welt, zuerst in den Köpfen der Menschen, dann im Kriegsgebiet, dann in den Herzen. Kleinmut!

Wir verstehen uns gern als Menschen mit Körper, Geist und Seele. Und wenn die Seele bekümmert ist, so kann ihr der Geist helfen, indem er auf Auswege sinnt, und der Körper, indem er sich gut anfühlt. Eine Möglichkeit, die Dinge mit rechtem Maß zu sehen, kann eben ein Spaziergang sein.

Spazieren gehen: Das ist für mich ein Durchstreifen meines Reviers ohne konkrete Absichten oder Ziele. Es geht darum, zu sehen, was es Neues gibt in meinem bekannten und befriedeten Terrain. Sie ahnen gar nicht, was alles meines ist, ohne den geringsten Wunsch oder Gedanken, es besitzen zu wollen. Beim Spazierengehen kann ich auch gut erkennen und ordnen, was mir aktuell durch den Kopf geht und den Bauch zwickt.

Sie brauchen nicht nachzuschlagen wegen der Wortherkunft. Ich habe das für uns erledigt: Etymologisch kommt das *Spazieren* aus dem Italienischen, wenn Sie wollen aus dem Lateinischen, und bedeutet dort ziemlich genau das Gleiche wie nach meinem Dafürhalten: umherschweifen, gemessen einhergehen, flanieren, lustwandeln.

Man muss nirgendwo hin, beim Spazierengehen, weil man dort ist, in seiner bekannten Umgebung. Man schaut halt hier und dort, mit einem gewissen Interesse, mit einer Anwandlung selbstzufriedener Verantwortlichkeit, und dreht und wendet die Dinge im Gedanken, um Unentdecktes oder Veränderungen zu bemerken. Im Revier, das man hat, ohne es besitzen zu müssen. Ich geh zwar auch gern wandern, mit Krafteinsatz ein schwieriges Ziel zu erreichen, aber das Schlendern ist mir lieb und wert.

Man kann auch spazieren fahren. Mit dem Fahrrad ist man ganz nahe an den Dingen, kann jederzeit stehen bleiben, sausen, kurven, trödeln, schauen, hören, riechen, greifen. Mit dem Motorrad erfährt man die Welt schon anders, doch das Revier ist dafür auch größer. Und dann gibt es hier noch tolle Beschleunigungsgefühle: Beim Anfahren, beim Bremsen, aber am besten in den Kurven. Sogar mit einem Personenkraftwagen kann man spazieren fahren, aber da ist man dann schon ziemlich von der Umwelt abgeschnitten, in einer Art eigenem Biotop mit Klima und Musik und technischen Gimmicks, und sehr viel mehr damit beschäftigt, sich und etwa zehn Quadratmeter Stahlblech mit den anderen Verkehrsteilnehmern zu arrangieren. Und meistens hat man im Auto ja nur den nächsten Termin im Kopf, neuerdings auch die Umwelt und die Treibstoffkosten.

Doch die nachfolgenden Geschichten sind – für mich – Spaziergänge, obwohl ich da nicht so streng abgrenzen möchte. Es geht darum, im scheinbar Alltäglichen, im geringschätzten Gewöhnlichen, das Wesen, die Schönheit und Kraft der ganzen Welt zu bemerken. Es geht darum, zu bemerken, dass und wie man Teil des Ganzen ist: Verbunden, mitwirkend, gestaltend, geliebt und hoffentlich der Liebe fähig, sie spürend, aber auch mitgefangen und mitgehängen.

In das Theresienthal war er – das bin ich nicht und nimmer – gekommen, geflüchtet, als ihm in der schnellen, hellen Stadt kein Glück mehr absehbar war. In Rückblicken erscheint die Welt ja immer so verständlich, so einfach, dass wir Menschen uns gern Hoffnungen machen für die Zukunft, uns Wünsche zu haben getrauen. Seine ehemaligen Träume hatten sich aber nicht erfüllt, sie waren nicht im Lauf der Zeit verdunstet und eingetrocknet, sie waren gestolpert, nicht von irgendeinem Podest heruntergepoltert, sie waren zerschlagen, erschlagen, explodiert worden. Es war um Beziehung gegangen. Es geht ja immer um Beziehungen, in seinem Fall war es eine Beziehung, die er gern als große Romanze gesehen hätte. Er gehörte sicher auch zu den verantwortlichen Sprengmeistern. Trotzig schnappte er sich den Leichnam der Ro-

manze, krampfhaft zumindest ein Bild festhalten wollend, und sonst ließ er alles fahren, seine Geschäfte, seine Freunde, alles, und flüchtete in ein beinahe vergessenes Land.

Zaubernebel hatte er erhofft, im Morgentau um den Bach, Tropfen im Spinnennetz. Ruhe, Frieden, Gelassenheit. Er war mit dem Wunsch gegangen, sich zu vergessen, sich selber wieder zu finden. Angekommen war er nicht, quasi nur gelandet. Seitdem hatte er dieses und jenes ausgebessert an seinem Haus auf dem Lande, im Dorf, in dem er jetzt allein wohnte, hatte sich eingerichtet, allein, war mit dem Rad gefahren, allein, von Mal zu Mal größere Runden, allein mit sich und den Bäumen, Gräsern, Feldern, Fasanen, Hasen, Rehen und Igeln und dem Duft der Natur, der über allem hing, inklusive Kuh-, Hendl- und Schweinemistnoten.

Es war Sommer geworden, und er badete allein im Fluss, aber auch allein im lärmigen Schwimmbad mit der Luft voller Pommes-, Eis- und Biergerüchen. Er ging allein einkaufen, er versorgte sich alleinverantwortlich, verbrachte seine Abende allein und schlief allein ein. Manchmal fühlte er sich wirklich allein, egal, ob er gerade einschlafen wollte, aufgewacht war oder seine Schuhbänder band. Er wollte keine Stimme hören und schon gar keine Meinung. So wie er sein neues Umfeld erkundete, erforschte sein Geist das, was er – zumindest am Anfang – für sein »Ich« hielt. Und nach Wochen des Forschens bemerkte er, dass er zur *Sehnsucht* neigte, zur *Wehmut*, zum wahrscheinlich ungerechten *Selbstmitleid*. Wahrhaftiger wollte, sollte, musste er wohl werden.

Er war keiner, der sich im Müßiggang wohlfühlt, und gedankenlos konnte er auch nicht sein. Ich meine hier nicht die schlampige Gedankenlosigkeit, sondern die Freiheit des Geistes von Bindungen durch Gedanken, wie man es in der Meditation anstrebt. Ich meine hier keine faule Ruhe, sondern ein Innehalten im Augenblick zwischen einer erfüllten Vergangenheit und der Zukunft. Es ist schwer, ohne Anlass zur Ruhe zu finden. Es ist schwer, einen gedankenlosen Anlass zu finden. Es tut gut, von Bewegung müde und ruhig zu werden. Es tut gut, durch Bewegung vom unsinnigen Denken abgehalten zu werden.

Kraftvoll in die Pedale tretend sah er vom Fahrrad aus die Landschaft, seine Gedanken, vorüberziehen: Der Herbsttag war mild gegen Mittag, die Farben im Streiflicht satt, von innen heraus leuchteten sie, und der Fluss lag tief in einem scharf eingegrabenen Bett. Der Fluss war sauber, aber braun, und diese braune Farbe war vermutlich zurückzuführen auf den besonderen Lichteinfall, auf die Reflexion der Baumkronen rundherum, auf vielleicht irgendwelche Inhaltsstoffe, Sedimente, die mitgeführt wur-

den, Eisenrost vielleicht, aber ihm gefiel auch der Gedanke, dass hier das Substrat für und das Übriggebliebene von allen Exzessen, die von den Menschen hier jemals gelebt worden waren, weggewaschen würde. Ausgewaschen, langsam aus seinem Zusammenhalt mit der Umgebung gelöst, aufgelöst, aufgehoben, verdünnt und wegtransportiert, wodurch das Übriggebliebene zwar weniger wurde, aber eben weniger auch um das *Braune*, das Synonym für jene letzte Zeit der Exzesse.

»Exzess« war wahrscheinlich ein richtiges Wort für die Folgen dieses braunen, letztvergangenen großen Dammbruchs der Moral, seine Folgen, bei denen im Rausch die Menschlichkeit mythologisiert und kategorisiert worden war: Die *Bösen*, der *Jude*, der *Bolschewik*, die *Anderen*, immer die *Anderen*, alle *Anderen*, alle anderen sind Feinde. Instinkte waren angesprochen worden, Gefühle: Vorwiegend Angst, Wut, konkrete Furcht, Hass, aber auch Fürsorge, Treue, Altruismus und Aufopferung, aber immer nur für die *Unsrigen*, Verfolgten, Bedrängten, gegen die *Anderen*.

Und es wird immer wieder die *Unsrigen* geben und die *Anderen*. Und so bleibt immer etwas Infektiöses übrig, vom Guten im Bösen, vom Bösen im Guten. Das wusste er alles, das war alles auch Teil seiner Geschichte, seiner Familie, seiner Kinderwelt: Nazis, sogar illegale, und Schutzbundkämpfer im Jahr 1934 als Großväter. Es waren nur angedeutete Geheimnisse, nie in voller Bedeutung verraten, an die er sich erinnern konnte. Es waren die Geschichten seiner Großeltern, seiner Eltern. Nicht lang nach dem Ende des großen Krieges war er geboren worden, in eine Zeit eines *Kalten Krieges* hinein, in der jeden Tag die Atombombe fallen konnte. Wie klein doch sein Mut war, jetzt. Warum? Warum Jetzt?

Beim Räumen des Dachbodens, des Kellers, hatte er Verschiedenes gefunden: Winterhilfswerkheftchen zur Unterstützung des seinerzeitigen Russlandfeldzuges, einen Ariernachweis der Großmutter, Reichsmark aus dem Dritten Reich, Entlassungspapiere aus der Strafhaft als Kommunist, einen Schutzbund-Anorak aus einem vergilbten weißen Leinenstoff, eine ärmellose Lederjacke mit Innenpelz und dem Aufdruck »PW« – »Prisoner of war« aus einer amerikanischen Kriegsgefangenschaft. Er grub seine Erinnerungen aus, sortierte sie, wusste ja bereits, doch bislang ohne Belege, und war neuerlich ergriffen, dass die Menschen, an die er sich da erinnerte, aus ihren menschenverachtenden Ideologien herausfinden hatten können, miteinander leben hatten können, einander gern haben hatten können, mit- und übereinander lachen hatten können. Gleichzeitig merkte er aber auch, wie sehr die damaligen Wertesysteme – *links*, *rechts* – sich in ihren Auswirkungen letztendlich ähnelten. Die Welt ist rund, und man braucht nur lange genug nach links zu gehen, um von rechts wie-

der heraus zu kommen. Das gilt auch für die umgekehrte Entwicklungsrichtung. Aber vielleicht sind die wirksamen Mechanismen ja doch ganz andere: Liebe- und respektvoll, angsterfüllt und zunehmend wütend?

Das Theresienthal konnte – das war seine Hoffnung – nie sonderlich wild, nie sonderlich radikal gewesen sein, aber so hofften wohl alle Menschen für ihre Heimat (und dieser Begriff »Heimat« ist schon wieder anrüchig geworden, weil er auch durch heraufbeschworene Erinnerungen, gern von allen Seiten, missbraucht wird). Das Theresienthal sollte im Zauberschlaf liegen, so wollte er.

Er war hierher gekommen in der Hoffnung, eine vergessene Welt, ein dösiges Paradies, einen erlösenden Zauber zu finden, obwohl er an Zauberei nicht glaubte und Hoffnung für eine Selbstdäuschung hielt. Er war hierher gekommen, um seine Krankheit zu erkennen und zu heilen, obwohl er nicht diagnostizierbar krank war. Er war hierhergekommen, um zumindest auf dem Weg einen feigen Löwen, einen herzlosen Blechkannenmann und eine dumme Vogelscheuche als Gefährten zu treffen und mit ihnen zu wachsen. Er war hierhergekommen aus einer ereignislosen aufgeregten *Bobo-Welt* in eine – so hoffte er – minimalistische, dem ursprünglichen Leben verbundene Welt, so hoffte er. Also war er da, im Theresienthal, und er ging und fuhr, um zu erkunden, und später dann ging und fuhr er spazieren.

Was er dabei erlebte, betrachtete, untersuchte, bedachte, waren Umstände, die in keiner Weise so außergewöhnlich waren, dass sie es in die Schlagzeilen irgendwelcher Nachrichten geschafft hätten. Aber gleichzeitig war alles, wenn man sich nur die Mühe machte, genau und geduldig hinzuschauen, wunderschön und voller Zauber, gleichzeitig durchaus auch morbid, gefährlich und gnadenlos. Nach langem Nachdenken erschien es ihm passend. So ist sie, die Welt, so ist es, das Leben. Es beinhaltet das Sterben, das Ende, die Auflösung, das Entstehen neuen Lebens. Ein »Ich« weigert sich gern, das vollständig anzunehmen.

Er suchte ein Wort für das alles, dieses »Etwas«, das Gegenteil vom »Nichts«. Für ihn war es in der augenblicklichen Form, die ihm so gefiel, das »Sein«. Das »Sein« hatte seine Vergangenheiten, seine Hoffnungen für die Zukunft, doch wie es im einzig gegenwärtigen Augenblick war, war es die Realität. Jeden Tag ging ihm das Herz über, über die Großartigkeit und wegen des Grauens des Seins, und indem er es in Worte zu fassen versuchte, sang er ein Loblied auf die Welt, einen Schwanengesang über die Vergangenheit, zwitscherte gleichzeitig bang und hoffnungsfroh in die Zukunft.

Ich darf Euch – ich will es versuchen – einige *Geschichten vom Sein*, also nicht allein über das Sein, sondern auch aus dem Inneren des Seins heraus und gleichzeitig möglicherweise quasi erzählt von der Frau oder vom Herrn Sein (oder einer nichtbinären Seins-Form) weitergeben, wie man sich dieses Sein im Theresienthal eben so vorstellen kann ...

Die Zeit, das Land, die Leute

Zum besseren Verständnis der Erzählungen, die vielleicht auch einmal in einer anderen Zeit oder an einem anderen Ort gelesen werden, muss das Theresienthal doch ein klein wenig beschrieben werden, das Leben dort, die Menschen dort. Und da die Geschichten in dieser Erzähler-Gegenwart um die frühen 2020er Jahre handeln und geschrieben wurden, erfolgt die Beschreibung auch aus und in dieser Gegenwart.

Das Theresienthal liegt in Mitteleuropa, Österreich, in den nördlichen Voralpen, nahe der Donau, und ist altes Bauernland, altes Kulturland, Kernland in Österreich, das hier – angeblich – namentlich das erste Mal um das Jahr 995 als »Ostarrichi« auf-taucht.

Der Fluss beginnt als kleiner Bach in den Voralpen, wo die Gegend in der letzten Eiszeit hoch mit Gletschern bedeckt war. In diesem Zeitalter wurden die Kalksteinfelsen abgetragen, die scharfen Gipfel der Kalkberge in Vielzahl gestutzt, die Täler wurden ausgeschliffen, der Kalk zerbrochen. Nach dem Eis kam das Leben, und das Wasser rollte die Steine talwärts, rollte sie rund, schliff sie glatt, und verklebte sie weiter unten im Tal zu einem Konglomerat, nicht Fels, nicht Schotter, nicht fest, nicht weich, sodass der Fluss, jeder Fluss, sich nur einen schmalen Graben schürfen konnte in den Jahrtausenden, durch mehrere Gesteinsschichten hindurch, mehreren Mäandern entlang.

Das Theresienthal ist – geologisch gesehen, auch wenn man es *altherthümlich* schreibt – eine junge Landschaft, eine Gegend, in der keine vorgeschichtlichen Geister müde ausharren, die Menschen ins Unglück zu stürzen. Das Land ist so alt wie die Menschen, die die Wälder gerodet und die Felder und Weiden und Teiche und Wehren angelegt haben. Im Quellgebiet finden sich als Überbleibsel der Vergletscherung Seen, es ist kalt zwischen Fichten, Farn und Pestwurz. Der Fluss, hat sich in verschiedenen breite Talböden gegraben, blumig, felsig, und kühlte das Land im Sommer wie auch im Winter. Forellen gibt es, Rotfedern, Weißfische, invasive Signalkrebse, aber auch noch die einheimischen Flusskrebsen. Teilweise ist das Gerinne breit, mit Inseln voller Weiden, Pappeln und Schwemmmholz. Dann schießt das Wasser wieder durch enge Kanäle schäumend zwischen den Felsen, und die Gämsen blicken von den Schrofen, die sich durch die Bäume strecken, herab. Es gibt etliche Wehren, Staubaufwerke, Kanäle, weil man Eisen geschmiedet hat, Eisen vom Erzberg, zu Waffen, zu

Pflugscharen, und so reich geworden ist, mancherorts. Im späten Herbst, im tiefen Winter, im frühen Frühling, liegen dicke Nebeldecken im Flusstal, und nur die Hügel spitzen lugen heraus wie Inseln. Jeder Hügel ein Kirchlein, jedes Kirchlein eine Geschichte, eine Sage.

Tausende Protestanten hatten das Land verlassen müssen im Zug der Gegenreformation, die dem Land zwischen den vielen Kirchlein, Bildstöcken, Marterln, manche barockprächtige Wallfahrtskirche, manches Kloster eingebracht hat. So ist dieses vergessene Land nun absolutkatholisch, und es streiten hier unter der Herrschaft der immer gleichen konservativen und etwas klaustrophoben Machthabenden, die die vorgenannten Eigenschaften zumindest vorzeigen wie einen noblen Gehrock, nur Gott und der Teufel um die Seelen der Menschen. Denn wo ein Gott nahe ist, ist auch ein Teufel nicht fern. Doch die Geplänkel sind nicht wild, es gibt keine dröh nenden Schlachten, solang sich nichts ändert. Weder die Fehden der höheren Mächte, noch die Konflikte zwischen und in den Menschen werden laut, werden offenbar. Da mag schon manch einer, eine, daran zerbrochen sein, an dieser drögen Welt. Und doch ist dies nur die Ansicht von der einen Seite. Schön und gut – von der anderen Seite besehen – sind die Naturverbundenheit der Menschen, ihr nachhaltiger Lebenswandel, ihre jederzeit verbindliche Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft und die Blüten der Apfel- und Birnbäume auf den milden Hügelketten im Frühjahr, das satte Grün, der weite Blick, der riesige Wolkenhimmel und die Freiheit des Atems.

Auch wenn im Talgrund Gewerbe und Industrien, auch die Wohnsiedlungen, in den letzten Jahren kräftig gewachsen sind, verstehen sich die Einwohner noch in bäuerlich-ländlicher Tradition und tragen gern Dirndlkleider, Lederhosen und Trachtenanzüge, obwohl diese Bekleidungsstücke immer schon Mimikri waren, ihren traditionellen Charakter allenfalls aus den gegenwärtigen Wiederholungen ziehen. Und in vergleichbar gezogenen Bahnen bewegt sich auch die Denkweise der Menschen: Eine bestimmte Form, die für Ästhetik gehalten wird, eine fühlbare Langsamkeit, zu verstehen als leichte Trägheit, mittlere Sturheit, arges Patriarchentum. Alles zusammen wird hierzulande zwar bemerkt, aber als eine Art von Charakterstärke gesehen, bei der das Angenehme die Berechenbarkeit ist.

Jede Frage wird vorerst einmal damit beantwortet, dass alles in Ordnung sei, dass es einem gut gehe. Gleichzeitig wird auf die Politik, die Verwaltung, geschimpft, obwohl es einem doch gut geht. Und gewählt werden immer wieder die konservativen Parteien, als Folge ihrer Wahlprogramme: Gegen das *Schlechte*, für das *Gute* (wenn man sie eben lässt, wenn sie eben können, nichts anderes, Dringendes ansteht). Es ist schon

merkwürdig, wie man einen Anschein aufrecht erhalten kann, gleichzeitig zu regieren und Opposition zu sein. Aber das gehört auch zum Wesen der Menschen im Theresienthal, das *Machen* und das *Lassen*.

Auf den beginnenden Hängen liegen Bauerngüter mit typischen Vierkanthöfen, die *Hörndl-* und *Körndlwirtschaft* betreiben, durchaus modern, durchaus industriell, und weiter in die Berge hinein dominiert dann die Mutterkuhhaltung und Milchwirtschaft, zum Teil gibt es auch Schafe, neuerdings auch Lamas, Alpakas und sogar Kamele. Zwischen den Weilern, Dörfern, Märkten, Ortschaften ziehen sich weite Strecken ohne Bebauung hin, ganz anders als am Talgrund, ganz anders als in anderen Tälern, auch in benachbarten. Und ein weiterer lebenswerter Umstand ist der fehlende Massentourismus, der sich lieber auf angeblich sensationelle(re) Landschaften konzentriert. Das Theresienthal erscheint zu selbstverständlich, aber allenfalls den Einheimischen, die die Ruhe dieser Weltengegend wahrscheinlich gar nicht bemerken.

Man hätte gut zu leben vermeint im Theresienthal, um das 2020er-Jahr herum, wenn nicht weltweit eine Pandämie ausgerufen worden wäre, verursacht durch einen in seinen Wirkungen noch unerforschten Coronavirus, der anfangs Angst und Schrecken, Negation und Protest in großen Teilen der Bevölkerung verursachte. Und einen Krieg gibt es neuerdings, einen Krieg, der so nah ist, dass man ihn riechen kann. Eigentlich kann man ihn nicht riechen, man kann ihn spüren, in der Geldbörse, weil alle Sachen teurer werden: Zuallererst die Energie, und natürlich ziehen dann alle Preise und Gehaltswünsche und wiederholt steigende Preise nach.

Ein weltweiter Virus passt ja schon einmal irgendwie nicht ins abgeschlossene Theresienthal. Einen Krieg hätte man kennen sollen, aus der Zeit der Eltern und Großeltern, aus genügend Spuren im Land. Aber dieser vergangene große Krieg war »ausgeschieden« worden aus der kollektiven Erinnerung, wie ein alter, unbrauchbarer Inventargegenstand. Jetzt ist plötzlich wieder Kampf und Pulverdampf in näherer Umgebung, spürbar: Dieser neue Krieg ist unangenehm, dieser nahe Krieg, weil er kostet Geld, man weiß nicht, was nicht alles noch passieren wird wegen dieses Krieges, in der kommenden Zeit. Und so hat – unerwartet und plötzlich, aber gleichzeitig irgendwie auch still und heimlich –, so hat das moderne Leben mit seinen Themen, Aufregern und technischen Gimmicks auch hier Einzug gehalten, sodass im Theresienthal quasi zwei Welten zu existieren scheinen: Die alte, traditionelle, auf die man sich in seinem Selbstverständnis gerne beruft, auch, um von Veränderungen verschont zu bleiben, und die neue, moderne, die Angst macht, auf die man sich aber auch gerne beruft, um als Geschäftspartner was herzumachen.

Es gab und gibt Wehmut, oft auch in der Literatur, über das Gefühl, zwischen diesen alten und neuen Zeiten verloren zu sein, nirgends eine Heimat zu finden. Alles nur persönliche Metaphysiken, wie auch die Phänomene, die man dem Virus, den medizinischen Maßnahmen dagegen, der Wissenschaft, dem alten Krieg, allem Neuen, dem Bösen an sich und überhaupt dem jeweils Anderen zuschrieb und auch jetzt zuschreibt. Angst und Schrecken wurden und werden auch jetzt benutzt, Menschen anzutreiben, hierhin, dorthin, gegeneinander. Damit ist es zum Krieg gekommen jetzt, wieder. Wir leiden, hetzen und helfen mit. Wir stecken tief im Wirbel der Emotionen, sind böse aufeinander, weisen uns gegenseitig Schuld zu, und ich bin gespannt, auf welche Art sich die Wogen wieder legen werden, wie es sein wird zwischen den Menschen, wenn dann die Pandämie abgesagt sein wird, wenn man den Krieg ausmachen will.

Wir nähern uns dem Tatort, dem Sammelpunkt der Geschichten, dem kleinsten gemeinsamen Nenner, dem größtem gemeinsamen Teiler, mitten im Theresienthal. Den Namen der Ortschaft will ich Ihnen nicht preisgeben, aber der Platz liegt im Mostviertel, an den Ufern des Ybbs-Flusses, der früher »Ois« geheißen hat. Er liegt noch immer am Flussufer, was nicht ganz selbstverständlich ist, weil ja Natur und Mensch da oft massiv umgestalten. Es ist gar nicht so einfach, die Flussufer, wie sie in weiter Vergangenheit verlaufen sein mögen, klar aufzufinden. Das Land ist einmal Gletscherland gewesen, das Tauwasser hat sich in verschiedenen mäandernden Rinnensalen Kanäle in das Konglomeratgestein gegraben, Material verfrachtet, das jetzt als Lehm in den etwas höheren Bereichen – wir reden hier von einigen wenigen Metern – abgelagert ist. Jetzt ist der Fluss tief eingegraben in die brüchigen Felsen, wie die Wasserwehr einer Rittersburg, dann kommen beiderseits der neuen Uferfelsen einige hundert Meter Ebene, bis dann lehmiges Schwemmland anschließt, dann die Berge oder das Tal der Url, des nächsten Flusses, eher nur ein Bach. Die sich verändernden Flussläufe haben also die Landschaft gestaltet, weniger in den Bereichen, in denen es noch höhere Berge und Hügel gibt, mehr hier, im ehemaligen Schwemmland, hier, wo das enge Tal weit zu werden beginnt.

Schon die alten Römerstraßen führten diesen Fluss entlang in die Berge, zum Salz, zum Eisenerz, nach Westen. Die Lage des Ortes über dem Fluss, geschützt auf einem Hang, einer »Leite«, wie man hier sagt, vom neuen Flusstal zu einer Hochebene, dem Überbleibsel vorsteinzeitlicher Flussverläufe vor den ersten Hügeln der Voralpen, war offensichtlich strategisch derartig interessant gewesen, dass die Römer hier